

Stigma und Identität – vom Tabu ein Heimkind zu sein¹

Als ich von der Graf-Recke-Stiftung für diesen Vortrag angefragt wurde und über den Film nachdachte, kam ich immer wieder auf die Perspektive des kanadischen Soziologen Erving Goffman zurück, der eines seiner Hauptwerke schon 1963 mit „Stigma – über die Bewältigung beschädigter Identität“ (im Original „Management of spoiled Identity“) überschrieb. Ich denke, es kann für unsere Vergewisserung des Themas interessant sein, Heimerziehung (auch heutige) aus dieser Perspektive der (potentiell beschädigten oder bedrohten) Identität zu betrachten.

Der Begriff Stigma – darum geht es in dem Film ja letztlich – hat seinen Ursprung im antiken Griechenland. Dort wurden Menschen Zeichen eingebrannt oder eingeschnitten, um für alle gut sichtbar und unwiderruflich einen Makel oder einen niederen Status etwa als Sklave zu dokumentieren. Ein Stigma war also etwas Diskreditierendes und etwas Unabweisbares, etwas, das man als Individuum nicht ändern, sondern mit dem man nur besser oder schlechter umgehen konnte. Wenn wir uns den Begriff bezogen auf den Film und unser heutiges Thema anschauen, dann hat sich daran gar nicht so viel geändert. Die Tatsache, Heimkind zu sein, ist zwar zum Glück nicht sofort erkennbar und hört irgendwann ja auch auf, aber erstmal ist sie durch das Kind oder Jugendlichen nicht abzustellen. Und Heimkind zu sein ist zweifelsohne eine schwierige Situation.! Dies wegzudenken wäre zu einfach: Bei einem Kind, das in Heimerziehung lebt, ist ja irgendetwas im Leben schiefgelaufen. An irgendeiner Stelle hat das gesellschaftliche Normalitätskonzept von heiler Familie nicht mehr funktioniert und oft, das wissen wir hier alle, sind die Hintergründe für die Heimerziehung dramatisch und zutiefst verletzend. Selbstverständlich, und das wissen wir hier auch alle, sind die Bilder und Vorurteile, die mit dem Stigma Heimkind verbunden sind, oft historisch verschoben und glücklicherweise unzutreffend. Trotzdem können die Kinder und Jugendlichen das Heimkindsein nicht einfach so abstreifen. Sie können damit aber umgehen, und die Jugendlichen im Film tun dies. Nicht selten übrigens auf eine der zumindest kurzfristig gedacht einfachsten Methoden: dem Verstecken und Verheimlichen des Stigmas – wie wir gesehen haben auch ein Leben lang.

Ilse Fetzer, die davon berichtet, dass sie erst vor kurzem ihrem Mann und ihren Kindern von ihrer prägenden Heimvergangenheit berichtet hat, ist kein Einzelfall. Am Runden Tisch „Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren“ kam es sehr häufig vor, dass Betroffene sagten: „Wenn Sie mir schreiben, schreiben Sie den Absender nicht auf den Brief – meine Familie weiß nichts von meiner Heimvergangenheit.“ Diese Vermeidung, Vertuschung und Leugnung scheint zunächst die einfachste Lösung. Sie zieht aber unweigerlich soziale Ängste nach sich. Die Angst davor, entdeckt und diskreditiert zu werden. Sie bedeutet auch aufwendiges und aufreibendes Informationsmanagement. Sich Lügen zu merken ist schwieriger als die Wahrheit; und ein Leben lang über Teile dieses Lebens lügen zu müssen, kann unglaublich anstrengend sein und zur lebenslangen angstgetränkten Belastung werden. Zudem verstellt die Verleugnung die Möglichkeit, Erfahrenes zu artikulieren und damit auch verarbeiten zu können. Viele ehemalige Heimkinder wissen tragisch davon zu berichten.

Neben dieser nur vordergründig einfachen Möglichkeit der Verleugnung ist der Umgang mit dem Stigma auch kein Leichtes. Goffman sieht noch die Möglichkeit, die gesellschaftlichen Deutungsmuster umzudefinieren und die Definitionsmacht der Mehrheitsgesellschaft in Frage

¹ Der folgende Text ist die Verschriftlichung eines Vortrages auf dem Fachtag „Partizipation versus Stigma“ der Graf Recke Stiftung im Kontext der Initiative „Wir sind doch keine Heimkinder“ am 26.06.2019 in Düsseldorf

zu stellen, wie wir es glücklicherweise bei dem früheren Stigma der Homosexualität zwar noch nicht vollständig, aber doch schon recht weitreichend erlebt haben. Weiter sieht er die Möglichkeit, soziale Akzeptanz einzufordern und zu erstreiten, derzeit mehr oder weniger erfolgreich unter dem Begriff der Inklusion zu sehen. Diversity ist hier das Schlüsselwort. Beide Strategien, die Umdeutung und die Akzeptanzerstreitung, sind dicke Bretter und für einzelne kaum zu bewerkstelligen. Zumindest sind sie nicht als Regellösung der Stigmabewältigung zu erwarten. Es bleibt also nur, das Stigma und letztlich die eigene prekäre Lebenslage ganz individuell und im Kontext der eigenen Identität zu bearbeiten und einen gelingenden Umgang damit zu finden. Mario Adorf, der als ehemaliges Heimkind die Initiative der Graf Recke Stiftung unterstützt, gibt Zeugnis eines solch selbstbewussten und erfolgreichen Umgangs: „Sollte man nicht eher sagen: <Wir sind Heimkinder, na und?>“ (Graf Recke Stiftung 2019, S. 23).

Um darüber nachzudenken, wie so ein Umgang positiv gelingen kann, möchte ich mich in Anlehnung an Goffman am Begriff der Identität orientieren.

Die Frage, was Identität ist, ist nicht so leicht zu beantworten. Man könnte es etwas zu knapp mit Selbstbild überschreiben, aber das trifft es nicht ganz. Identität entsteht nämlich nicht nur in uns selbst und aus uns selbst heraus. Identität – und das ist das Zentrale, denn hier entsteht die Beschädigung – wird auch von anderen gemacht; sie wird von unserer Umwelt konstruiert und wir werden vor dem Hintergrund unseres Selbstbildes mit diesem Fremdbild konfrontiert und stehen vor der Herausforderung, unser Selbstbild mit dem uns gespiegelten Fremdbild in Einklang zu bringen. Gelingt das nicht oder ist eine der beiden Teile so abweichend, dass wir es nicht ertragen, entsteht die Beschädigung und die Identitätskrise.

"Wer diese Beschädigung nicht als soziales Schicksal hinnehmen und gleichzeitig eine soziale Identität nach eigener Vorstellung erreichen will, muss an der Vermittlung zwischen dem Selbstbild und dem sozialen Bild, das die Anderen zurückwerfen, arbeiten.“ (Abels 2010, S. 361) Mit Goffman geht es hiernach um „Stigmamanagement“.

Im Übrigen sind Identitäts- und folglich auch Stigmamanagement als lebenslanger dynamischer Prozess zu verstehen. Es geht also nicht darum, sich einmalig eine passende Identität zuzulegen. Sie muss unentwegt den Lebensrealitäten und den sich verändernden Rollen und sozialen Kontexten angepasst werden und so eine ständige Passung versuchen.

Man kann die Identitätsarbeit oder das Identitätsmanagement in drei Ebenen einteilen:

1. Ein Individuum zu sein: Wir alle sind bemüht autonome und mit sich selbst zufriedene Individuen zu sein bzw. zu werden. Das wäre in etwa das Selbstbild. Die innere Identität.
2. Individualität im Verhältnis zu anderen herauszubilden und zu zeigen. Wir definieren und erkennen uns in der Auseinandersetzung und der Interaktion mit anderen Menschen im sozialen Kontext und konstruieren so aktiv unsere soziale Identität mit. Wir stellen uns dar. Goffman nennt das auch Theater spielen.
3. Anerkennung in der Identität zu erfahren. Wir sind fast alle (manche mehr, manche weniger) auf die Anerkennung und Würdigung unserer Identität, unseres Soseins durch die engere, aber auch weitere Außenwelt, etwa den gesellschaftlichen Status, angewiesen. Wir suchen nach Anerkennung und kranken daran, wenn sie uns verwehrt wird. Schlimmer noch, wenn sie uns aktiv abgesprochen wird und wir ständiger Kränkung und damit auch Beschädigung ausgesetzt sind. Die äußere Identität.

Und hier in diesem letzten Punkt kommt das unabweisbare, individuell nicht zu ändernde Stigma zum Tragen: In unserem Fall, das Stigma ein Heimkind zu sein, das im Gegenüber sofort negative Assoziationen auslöst und oft auch zu dem sogenannten Halo-Effekt führt. Halo ist der englische Begriff für den Heiligenschein und der Halo-Effekt meint, dass es eine Information über einen Menschen gibt, die alles andere überstrahlt. Alle anderen Informationen treten in den Hintergrund und werden nun durch diese überstrahlende Information dominiert (Abels 2010, S. 359). Eben die Existenz als Heimkind. Je mächtiger und strahlkräftiger das Stigma ist, umso weniger können wir es also durch andere Aspekte korrigieren. Und das Stigma, Heimkind zu sein, war in früheren Zeiten ein alles dominierendes Stigma. Viele ehemalige Heimkinder berichten, (auch im Film) dass mit dieser Information jegliche individuelle Orientierung unmöglich wurde. Goffman hat das in anderem Zusammenhang als „bürgerlichen Tod“ bezeichnet (Goffman 1973, S. 17). Und wie wir gesehen haben, scheint es auch heute noch einen recht kräftigen Halo-Effekt hinsichtlich Heimkindern zu geben. Jedenfalls bleibt die Frage wie mit dem Stigma Heimkind umzugehen ist, aktuell.

Und hier ist festzustellen, dass der Umgang mit dem Stigma dann gut gelingt, wenn die Fähigkeiten für ein gelingendes Identitätsmanagement vorhanden sind und wenn eine gute Identitätsausrüstung (Goffman 1973, S. 31) vorhanden ist. An dieser Stelle kommt Heimerziehung selbst ins Spiel: Ich möchte fragen, wie es um die Möglichkeiten des Identitätsmanagement der uns anvertrauten Kinder und Jugendlichen steht. Wo unterstützen wir und wo behindern wir, dass sie bestmöglich ihre Identität und damit auch das Stigma managen können und wo fördern oder verringern wir ihre Identitätsausrüstung? Dem liegt auch die Beobachtung zu Grunde, dass diejenigen Kinder und Jugendlichen, die von einer partizipativen Jugendhilfe am meisten profitieren und aktiv Partizipation einfordern und gestalten, diejenigen sind, die sich zuvor mit ihrer Lebenssituation als Heimkind auseinandergesetzt haben und damit „ihren Frieden“ gemacht haben. Demnach gehen Partizipation und Identitätsarbeit Hand in Hand und erfolgreiche Partizipation setzt ein gelingendes Identitätsmanagement voraus. Ich kann erst dann meine Interessen formulieren, einbringen und durchsetzen, wenn ich überhaupt welche entwickelt habe und eben hierzu gehört die Identitätsarbeit.

Ich werde also im Weiteren betrachten, was wir als Fachkräfte tun, um Identitäts- und damit Stigmamanagement zu unterstützen und die Beschädigung von Identität vermeiden oder minimieren können. Gleichzeitig werde ich aber auch einen kritischen Blick darauf werfen, an welchen Stellen wir immer noch oder wieder das Gegenteil tun, nämlich Identitäts- und Stigmamanagement schwächen, statt zu stärken. Ich fürchte, da gibt es noch einiges zu tun.

Zunächst der Blick auf die in der Fachliteratur diskutierten Gelingensbedingungen für das Identitätsmanagement, um später danach zu fragen was Heimerziehung hier leistet:

Erik Erikson (1946) benennt folgende Eigenschaften als notwendige Ausrüstung für gelingende Identitätsarbeit: Hoffnung, Wille, Zielstrebigkeit, Tüchtigkeit, Treue (zu anderen Menschen), Liebe, Fürsorge und Weisheit.

Lothar Krappmann betont Rollendistanz, Ambiguitätstoleranz, Empathie, Denken können und die Fähigkeit zur positiven Identitätsdarstellung. (Abels 2010, 443 f.)

Schließlich verweist Heinz Abels auf Aaron Antonovsky, der im Kontext der Salutogenese das Gefühl der Kohärenz als wesentlich beschreibt und damit meint, dass wir für unserer eigene positive Verortung erstens ein Gefühl von Verstehbarkeit, zweitens ein Gefühl von Handhabbarkeit und drittens das Gefühl der Bedeutsamkeit entwickeln müssen.

Es geht also um die Frage, wie wir die individuellen Dispositionen und Eigenschaften der Kinder und Jugendlichen stärken können (Erikson), damit sie auf dieser Grundlage wichtige Fähigkeiten entwickeln können (Krappmann), um dadurch zu einem Gefühl innerer Kohärenz (Antonovsky) zu kommen. All das können wir ganz sicher nicht direkt vermitteln. Vieles muss das Individuum aus sich selbst heraus erkennen und entwickeln, aber wir können unterstützen und positive Entwicklungsräume anbieten. Damit komme ich zu der Betrachtung, wie es in den HzE aussieht:

Ich möchte das strukturiert tun und zwar entlang der drei eben erläuterten Kategorien, der inneren Identität, der sozialen Identität und der äußeren Identität. Ich werde dabei immer auch einen kurzen Rückblick in die Geschichte der Heimerziehung werfen. Bei der kritischen Auseinandersetzung kann es sich hinsichtlich heutiger Heimerziehung nur um Ausschnitte handeln, und mir ist sehr wohl bewusst, dass es in der Praxis Licht und Schatten gibt. Es sind also nicht alle Gruppen angesprochen, und eine Verallgemeinerung ist nicht möglich. Ich habe aber den Eindruck, dass der ein oder andere weit verbreitete blinde Fleck dabei ist.

Die Innere Identität:

Vor dem Hintergrund eines kollektivistischen Gesellschaftsbildes stand die individuelle Entwicklung der Kinder und Jugendlichen lange Zeit gar nicht zur Debatte. Entlang gesellschaftlicher Funktionserwartungen wurden Kinder in der Heimerziehung der 50er und 60er Jahre entsprechend dieser recht einfachen Schablonen erzogen. Sie wurden nicht nur nicht zu Individualität erzogen, sondern im Gegenteil entindividualisiert. Mittel waren Züchtigung, Bestrafung und vor allem Demütigung. Viele ehemalige Heimkinder berichten, dass die ständige Demütigung und Entwürdigung die folgenreichsten Verletzungen sind, die man ihnen angetan hat: die unentwegte Beschädigung und Herabwürdigung der eigenen Identität könnte man mit Goffman sagen.

Heute würde man auf den ersten Blick behaupten, dass sich da Grundlegendes gewandelt hat und das stimmt auch. Wir stellen die individuelle Entwicklung und das individuelle Wohl in den Vordergrund, betonen Kinder- und Menschenrechte, erziehen weitgehend gewaltfrei usw. Doch manchmal – so mein Eindruck – geraten wir dabei auch ein wenig in trügerische Selbstzufriedenheit. Ist unsere Erziehung wirklich auf individuelle Persönlichkeitsentwicklung fokussiert oder behaupten wir das oft nicht nur? Welche Teile unserer Arbeit sind auf Individualität ausgerichtet und welche auf reine Anpassung.

Ein Beispiel: In den letzten Jahren werden sehr zu Recht verhaltenstherapeutische Stufen- und Belohnerpläne kritisiert (z.B. Deutscher Ethikrat 2018, Doll 2016, Gaßmüller 2019, Kessler/Lorenz 2015) die in den letzten 10–15 Jahren eine bemerkenswerte Konjunktur in den Erziehungshilfen erfahren haben. Abgesehen davon, dass wir zahlreiche Fälle kennen, in denen solche Pläne in misshandelnde Machtstrukturen umschlugen, sind sie letztlich auf reine Anpassung aus. Sie sortieren und strukturieren den Alltag. Sie machen es für die Jugendlichen übersichtlicher und für uns einfacher. Sie sind aber, deutlich gesagt, eher Dressur als Erziehung und zur Individualität und der Ausbildung von Identität tragen sie nichts bei. Hierfür müsste tatsächlich eine intensivere Auseinandersetzung mit den Kindern möglich sein, die aber oft schon strukturell gar nicht möglich ist. Darauf weist auch der Umgang mit Regeln hin. Nehmen Sie doch mal den Regelkatalog aus Ihrer oder einer Ihnen nahestehenden Heimgruppe – sofern es so etwas gibt, manche sollen ja daumendick sein – und gehen sie mal mit drei Leitfragen im Kopf durch diesen Katalog: Welche Regeln fördern die individuelle Entwicklung der Jugendlichen? Welche Regeln fördern das soziale Miteinander und damit auch wieder

die Kompetenzen der Jugendlichen? Und welche Regeln dienen der – früher hätte man gesagt: Aufrechterhaltung der Anstaltsdisziplin? (Letztere war seinerzeit übrigens ein rechtlich verbürgtes Argument zum Einsatz von körperlicher Züchtigung.) Damit kommen Sie der Antwort auf die Frage, wer oder was im Vordergrund steht, vielleicht schon etwas näher.

Auch hinsichtlich demütigender Erziehungspraktiken stellen sich Fragen: Ich diskutiere das regelmäßig mit meinen Studierenden. Ob und, wenn ja, wo sie in ihren professionellen Kontexten – und in der Regel sind das die Erziehungshilfen – noch bemerkt oder unbemerkt, demütigen oder gar eine gezielte Demütigung als erzieherisches Mittel einsetzen. Die Diskussionen sind regelmäßig ernüchternd. Da gibt es wieder oder immer noch Essenszwang, da werden Bettnässer wieder öffentlich gerügt, um Eigenmotivation zu generieren. Da gibt es immer noch die stille Treppe und die ganze Gruppe muss auf den Kinobesuch verzichten, wenn einer Mist gebaut hat. Davon, dass wir tatsächlich ohne Beschämung, Demütigung und Herabwürdigung und damit Beschädigung der Identität erziehen, sind wir mancherorts noch weit entfernt. Darauf weisen auch aktuelle Forschungen zum Heimaltag hin (Behnisch 2018). Häufig werden diese Demütigungen aber nicht als solche erkannt und entsprechend auch nicht problematisiert. Der Runde Tisch Heimerziehung hat solcherlei Praktiken übrigens als unrechtmäßig im Sinne Artikel 1 GG angeprangert: Die Würde des Menschen ist unantastbar (Runder Tisch Heimerziehung 2011).

Neben diesen und anderen Aspekten der täglichen Arbeit in Gruppen – man könnte sich auch das Thema Partizipation bzw., Scheinpartizipation genau anschauen – gibt es aber nach wie vor strukturelle Phänomene, die die Identitätsfindung nicht fördern, sondern eher bedrohen. Das fängt damit an, dass die Erziehungshilfen nach wie vor defizitorientiert funktionieren. Jetzt werden viele sagen: Na ja, das ist ja auch kaum zu ändern. Eine HzE wird schließlich durch eine identifizierbare Problemlage bzw. einen erzieherischen Bedarf ausgelöst und anders ist das auch kaum vorstellbar. Vielleicht ist aber im Zuge der SGB VIII-Reform doch ein Abbau der Defizitorientierung denkbar. Denn so lange wir Defizite in den Vordergrund stellen und Kinder und Jugendliche immer nur entlang dieser Defizite ansprechen, ist es unglaublich schwer für diese Jugendlichen, für sich und für andere in ihrer inneren und in der sozialen Identität ein positives Standing zu entwickeln. Dies wird auch daran deutlich, dass wir uns ja bis heute – trotz Labelling Approach und anderem – nicht abgewöhnt haben, den Jugendlichen problemperpetuierende Etiketten anzuheften. Kürzlich bin ich auf eine Wohngruppe gestoßen, die tatsächlich den offiziellen Namen „die Systemsprenger“ trug. Für einen Jugendlichen, der in einer Gruppe lebt, die „Systemsprenger“ heißt, ist doch jedes Stigmamanagement nach innen und nach außen massiv erschwert. Hier steht das Stigma mit übermächtigem Haloeffekt im Raum. Dies ist ein Extrembeispiel, aber die Stigmatisierung durch professionelle Etikettierung fängt schon im Kleinen und Alltäglichen an: Als ich studiert habe, gab es noch die „Aktion Sorgenkind“ und jeder, der irgendwie damit zu tun hatte, fuhr klassischer Weise in einem VW-Bulli umher, auf dem in kaum zu übersehender Größe das Logo „Aktion Sorgenkind“ prangte. Und jeder wusste im Schwimmbad sofort, jetzt kommen die aus dem Heim oder der Behinderteneinrichtung. Jede Kontaktaufnahme außerhalb der Gruppe war damit obsolet. Die Organisation heißt unterdessen „Aktion Mensch“ und wir sind vorsichtiger mit solchen Etiketten geworden, aber ich glaube noch nicht vorsichtig. Ich komme darauf an späterer Stelle zurück.

In den Bereich der strukturellen Phänomene gehört auch die eben schon angedeutete Spezialisierung. So gut es fachlich begründet auch sein mag, dass wir eine immer differenziertere Diagnostik und für jede „Störung“ – mir als Sozialpädagogen geht dieser Begriff traditionell nicht leicht über die Lippen – eine spezielle Einrichtung anbieten können. Aber gemeinsam mit

der Ansage möglichst kurzer Hilfeverläufe, etappenweiser Finanzierungszusagen und altershomogener Konzepte führt das dazu, dass Kinder und Jugendliche ganze Reihen von Einrichtungen durchlaufen. Wir haben unterdessen eine Vielzahl von Verschiebebahnhöfen und mannigfaltige Verlegungsanreize. Nochmal: So sehr das im Einzelfall gut begründbar und indiziert scheint, ist diese Praxis für die Jugendlichen selbst kontraproduktiv: Wiederum defizitorientiert und mit neuerlichen Scheiternserfahrungen geben wir den Jugendlichen die Botschaft mit auf den Weg: „Du bist zu schwierig, zu gestört, zu kaputt für uns.“ Sie werden dadurch umhergereicht und fortgesetzt in ihrer Würde beschädigt. Auch hier die Frage: Wie will ich als Jugendlicher an einer positiven inneren und sozialen Identität arbeiten, wenn ich unentwegt die Gruppe und den Ort wechseln muss und dabei erniedrigt werde? Diejenigen, die wir dann in den besonders exponierten Settings wie Auslandshilfen oder der geschlossenen Unterbringung betreuen, haben dann 10 oder mehr Einrichtungen und Hilfen durchlaufen.

Soziale Identität

Spätestens hier bin ich schon im Übergang zum zweiten Komplex angekommen, der „Sozialen Identität“. Es geht also um die Identitätsausbildung im Sozialen Kontext. In Selbstdarstellung und Verhandlung mit den anderen in meinem sozialen Umfeld.

In der Heimerziehung der 50er und 60er Jahren wurde diese Entwicklungsaufgabe schlicht unterbunden. Die Heimerziehung war meist geschlossen, zumindest aber räumlich abgeschlossen, also isoliert. Schule fand in der Regel in der Heimschule statt. Die spärliche Freizeit war gelenkte und zudem innerhalb des Heimes organisierte Freizeit. Es gab also annähernd keinerlei Außenkontakte. Auch der Kontakt zu Familien und Freunden wurde zumeist systematisch unterbunden und teilweise auch ganz gekappt. Alles Leben fand im Heim statt und eine soziale Orientierung außerhalb dieses Kosmos war unmöglich. Ein ehemaliges Heimkind aus einem Heim in Dortmund, das mitten im Wohngebiet liegt, hat von ihrer dreijährigen Zeit dort gesagt, dass sie niemanden von außerhalb getroffen habe und auch niemals außerhalb des mit hohen Mauern abgeschirmten Heimgeländes war. Sie hat die Geräusche der Stadt gehört und ab und zu kam ein Ball der im Nachbarhof spielenden „freien“ Kinder über die Mauer geflogen, war aber sonst vollkommen abgeschottet. Übrigens auch innerhalb der Heimkinder war eine soziale Orientierung schwierig. Mancherorts wurden Kinder, die sich anfreundeten vorsätzlich getrennt. Verweichlichung wurde befürchtet. Goffman (1973) hat für solche Anstalten den Begriff der Totalen Institution aufgebaut.

Von dieser rigorosen Praxis hat sich die Heimerziehung glücklicherweise längst distanziert. Der Film zeigt aber eindringlich, dass weiterhin Signaturen dieser Zeit bestehen. Es gibt weiterhin Campuseinrichtungen. Bislang sind gerade einmal etwas über die Hälfte (52%) der Heimplätze dezentralisiert (vgl. Pothmann; Abels 2018, Zahlen von 2016).

Wir können also weiterhin von einer Heimlandschaft sprechen, die den Sprung zur Dezentralisierung, Entinstitutionalisierung und zur sozialräumlichen Teilhabe noch nicht geschafft hat. Im Gegenteil ist mein Eindruck, dass wir uns hier wieder weiter wegbewegen. Mit dem Ausbau intensivpädagogischer, spezialisierter Einrichtungen bauen wir wieder verstärkt Mauern auf und manifestieren Exklusion. Die Institutionen der Heimerziehung drohen unter der Chiffre der Spezialisierung und einer Tendenz hin zur wieder härter werdenden Hand zunehmend totaler und exkludierender zu werden. Mit allen Folgen für die freie individuelle Entwicklung der Jugendlichen. Auch und insbesondere in sozialer Hinsicht und in Hinsicht auf sich dadurch manifestierende Stigmata.

Ein weiterer Aspekt, ist in diesem Kontext übrigens die der Digitalisierung. In letzter Zeit sind erste Fachtexte veröffentlicht worden (z.B. Tillmann 2018), die sich mit Heimerziehung und Sozialen Medien befassen. Dabei wird auch klar, dass es für uns als Professionelle schon allein aus datenschutzrechtlichen Erwägungen heraus kaum möglich ist, auf diesem sozialen Feld mitzuspielen. Ein WhatsApp-Gruppe als offizielles Soziales Medium einer Heimgruppe dürfte dem Datenschutzbeauftragten die Schweißperlen auf die Stirn treiben.

Gleichzeitig finden wesentliche Aspekte der sozialen Identitätsbildung der sogenannten Digital Natives im virtuellen Raum statt. Früher konnte man als Betreuer die sozialen Interaktionen seiner Schützlinge noch halbwegs beobachten, oder die Lehrer oder die Nachbarn oder die Supermarktkassiererinnen taten es und ließen uns mal, mehr mal weniger daran teilhaben. Heute findet das weitab unserer Wahrnehmung und unserer Begleitungsmöglichkeiten statt. Die Reglementierung von Handy- und Internetnutzung mag dann zunächst dieser Hilflosigkeit begegnen. Sie vermindert aber auch Möglichkeiten der sozialen Teilhabe, die für ein gelungenes Identitätsmanagement zentral sein dürfte. Der Umgang mit digitalen Endgeräten und den sozialen Medien wird mit Blick auf soziale Teilhabe zunehmend an Bedeutung gewinnen und ist jetzt bereits ein offenes Problemfeld.

Äußere Identität

Schließlich komme ich zum dritten Aspekt: der äußeren Identität. Das öffentliche Stigma Heimkind also, dem sich der Film ja vornehmlich zuwendet.

Früher, das hörten wir auch im Film, war das Stigma, ein Heimkind zu sein, absolut. Der Halo-Effekt war übermächtig. Wurde man als Heimkind erkannt, war – etwas salopp formuliert – der Drops gelutscht. Ohne Ansehen der Person wurden Verwahrlosung, Renitenz und ein Hang zur Kriminalität als zwingende Eigenschaften vorausgesetzt. Bei Mädchen oft noch etwas sexuell Anrühiges. In Filmen bis in die 1990er Jahre hinein war die Heimbiographie des Kriminellen ein festes Narrativ. Bis in meine Kindheit hinein gab es das geflügelte Wort: „Benimm Dich, sonst kommst Du ins Heim“. (Auch meine Studierenden kennen den Satz häufig aus ihrer noch nicht lang zurückliegenden Kindheit.) Heimkind zu sein war also eindeutig negativ besetzt und wurde zumeist dem Heimkind selbst als Wurzel des Übels ausgelegt. Das Heimkind als Opfer der Verhältnisse wurde deutlich seltener gesehen. Wie ist das heute?

Welche Zuschreibungen treffen die heutigen Heimkinder? Ich habe mir die Mühe gemacht und die Signaturen heutiger Stigmatisierung aus der Jugendlichenperspektive aus dem Film herausgefiltert:

„Manche denken bei uns in der Schule, dass man im Heim verhauen wird.“ (00:55)

„Die denken, dass wir hier geschlagen werden oder keine richtigen Klamotten oder Markenklamotten bekommen, dass wir zu wenig Essen bekommen.“ (03:11)

„Die haben alle so Horrorvorstellungen, dass hier so tausende von Hochbetten in ein Minizimmer gequetscht werden und dann morgens früh um vier die Kinder aus den Betten getrommelt werden und den Abwasch machen müssen.“ (04:30)

„Weil die Eltern manchmal Angst haben, dass die Kinder hier austicken und den Kindern dann was tun. Die reden so, als ob wir irgendwie der Teufel wären und deren Kindern irgendetwas schlimmes antun.“ (04:50)

„Die denken immer nur, Heimkinder sind asozial ...oder bauen nur Scheiße“ 44:15

Überwiegend werden hier Heimkinder offenbar als benachteiligt und bemitleidenswert erachtet. Gleichzeitig bestehen aber offenbar auch Vorbehalte hinsichtlich krimineller oder gewalttätiger bzw. „asozialer“ Neigungen. Auffällig auch, dass die Vorurteile überwiegend sehr deutlich aus den 1950er und 1960er Jahren stammen und seit über 40 Jahren nicht mehr zutreffen. Das zeigt vor allem, wie langanhaltend solche Bilder wirken können, und weist darauf hin, dass unserer Verantwortung, solche Vorurteile nicht zu reproduzieren, immens ist.

Jedenfalls gehen die Darstellungen der Beteiligten auf Spiegelungen der Umwelt zurück, und es scheint dieses Stigma – zwar in abgemilderter Form – weiterhin zu geben.

Was können wir nun dabei tun? Zunächst Aufklärung und Entstigmatisierung durch Offenheit und Öffentlichkeitsarbeit und das ist auch ganz sicher das Verdienst dieses Films. Gleichzeitig sehe ich auch hier Entwicklungen, die solche Bemühungen konterkarieren. Ich möchte das am bereits erwähnten Beispiel der sogenannten Systemsprenger tun.

Seit einigen Jahren etabliert sich zusehends der Begriff der „Systemsprenger“ für Jugendliche, denen wir kaum noch annehmbare Angebote machen können und an deren Entwicklung wir selbst aber oft nicht ganz unbeteiligt sind. Diese einseitige Zuschreibung des Systemsprengers weist ja eine kaum zu verhehlende Aggressivität auf. Es geht um das Sprengen unserer schönen Systeme. Gleichzeitig weist er dem Jugendlichen einseitig Schuld zu, der das System sprengt. Damit klärt er die Schuldfrage. Der Begriff vermittelt also die Botschaft, „Du bist der Aggressor, Du bist das Problem“. Es drückt damit geradezu die Verneinung eines partnerschaftlichen Arbeits- bzw. Lebensbündnisses zwischen Fachkräften und Klienten aus. Gleichzeitig sickert er auch in die öffentliche Wahrnehmung durch. Er taucht in Krimis und Vorabendserien auf. Erfolgreiche Kinofilme werden damit betitelt. Dabei scheint eines bei nüchterner Betrachtung klar: Dieser Begriff gehört in die Supervision, aber keinesfalls in die (Fach-)Öffentlichkeit.

Das bedeutet, dass wir oder einige von uns unreflektiert Begriffe verwenden – und da gibt es sicher noch andere Beispiele –, die nicht nur für die Jugendlichen selbst desaströse Folgen haben, sondern die auch in die Öffentlichkeit geraten und die Wahrnehmung in der Bevölkerung beeinflussen und verändern. Hier werden medial Bilder erzeugt, die Stigmatisierung eher perpetuieren und verstärken, und wir sind als Fachwelt unmittelbar beteiligt bzw. bringen diese Prozesse erst auf.

In diesem Kontext möchte ich noch ein paar Sätze zum Titel des Films formulieren. Im Film sind von den Jugendlichen auch Hinweise auf den Begriff „Heimkind“ hinterlegt:

„[Ich würde mir wünschen,] dass man nicht mehr „Heimkinder“ sagt, wir sind ja in einer Wohngruppe“ (3:20)

„Ich fühle mich nicht als Heimkind. Ich wohne in einer Wohngruppe und Heimkind ist halt nicht so ein schönes Wort“ (43:45)

Die Jugendlichen identifizieren sich also gar nicht mit dem negativ besetzten Begriff des „Heimkindes“ und auch Fachkräfte benutzen die Worte „Heim“ und „Heimkind“ ja fachlich kaum noch. Trotzdem werden mit dem Begriff in der Bevölkerung weiterhin Vorurteile verknüpft, und vielleicht wäre es ein guter Ansatz, von dem Begriff wegzukommen. Der Film tut nun genau das Gegenteil und stellt den negativ besetzten Begriff zwar kritisch und aufklärerisch, aber den-

noch prominent ins Zentrum der Betrachtung und auch der Aktion. Ich habe meine Empfindungen dabei im Vorfeld einmal als süß-sauer beschrieben. Einerseits will der Film Menschen erreichen, und das tut er nur mit einem Titel, der verfängt. Andererseits verfestigt er damit möglicherweise auch das, was er auflösen möchte. Gleichzeitig macht der Begriff das Thema greif- und damit besprechbar. Allein den Begriff abzuschaffen wäre ja nicht die Lösung des Problems, man würde damit eine offene Thematisierung mangels Begrifflichkeit möglicherweise sogar erschweren. Eine zündende Antwort darauf ist mir bislang unbekannt, und so muss ich also mit diesem Unbehagen leben. Ein Gefühl übrigens, dass ich bei diesem Thema seit Jahren als immanent erlebe.

Schlussendlich muss es bei unserem Umgang mit der Stigmatisierung erstens um eine nachhaltige Entstigmatisierung der Heimerziehung – wie auch immer man sie bezeichnen möge – in der Öffentlichkeit gehen. Diese Aufklärung kann über Medienarbeit, Filme, Schulunterricht und insbesondere Öffnungen in die Gesellschaft und in die Sozialräume gelingen.

Zweitens sollten wir dafür sorgen, dass die uns anvertrauten Kinder und Jugendlichen möglichst gute Bedingungen und eine sensible Begleitung für ein gelingendes Identitäts- und Stigmanagement erhalten. Vielleicht können sie dann auch einmal sagen:

„Wir sind Heimkinder, na und?“

Literaturverzeichnis

Abels, Heinz (2010): Identität. 2., überarb. und erw. Aufl. VS Verl. für Sozialwissenschaften.

Antonovsky, Aaron (1997): Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. (1987). Hg. v. Alexa Franke. dgvt Verlag.

Behnisch, Michael (2018): Die Organisation des Täglichen. Alltag in der Heimerziehung am Beispiel des Essens. Walhalla-Verlag.

Deutscher Ethikrat (2018): Hilfe durch Zwang? Professionelle Sorgebeziehungen im Spannungsfeld von Wohl und Selbstbestimmungen: Stellungnahme. 1. November 2018. Deutscher Ethikrat.

Doll, Alexandra (2016): Verhaltenstherapeutische Elemente in den stationären HzE? In: Zeitschrift Forum Erziehungshilfe 22 (4), Juventa S. 204–207.

Erikson, Erik H. (2008): Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze. (1946). 23. Aufl.: Suhrkamp (16).

Gaßmüller, Annika (2019): Volle Punktzahl für gutes Benehmen?! Verstärkersysteme in stationären Maßnahmen der Kinder- und Jugendhilfe. In: Michaela Köttig und Dieter Röh (Hg.): Soziale Arbeit und Demokratie. 1. Auflage. Verlag Barbara Budrich, S. 289–300.

Goffman, Erving (2011): Asyl. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. (1973). Suhrkamp.

Goffman, Erving (2016): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. (1975). Suhrkamp.

Graf Recke Stiftung (2019): recke:in 2/2019 Eigenverlag

Kessl, Fabian; Lorenz, Friederike (Hg.) (2015): Wenn pädagogische Fachkräfte bestrafen, belohnen und festhalten. Eine kritische Reflexion verhaltenstherapeutischer Instrumente in Kinder- und Jugendwohngruppen. Evangelischer Erziehungsverband.

Pothmann, Jens; Tabel, Agathe (2018): Expansion und Ausdifferenzierung stationärer Settings der Kinder- und Jugendhilfe In: KomDat Heft 3/2018 S. 19 - 23

Runder Tisch „Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren“ (2011): Abschlussbericht Eigenverlag AGJ

Tillmann, Angela (2018): Erziehungshilfen im Kontext der Digitalisierung: Herausforderungen und Aufgaben. In: Zeitschrift Forum Erziehungshilfen 24 (3), Beltz-Juventa S. 135–140.